

nur sporadisch an die Theorieidebatte der vorigen vier Hauptkapitel zurückgebunden und die Dringlichkeit ihrer Bearbeitung wird nicht begründet, so dass ihre Auswahl etwas willkürlich erscheint. Außerdem scheint es eher ein heterogenes Restkapitel zu sein, denn die Aufsätze von Lünenborg und Klaus sind teilweise grundlegend und gehören zu den Herausforderungen der Systemtheorie. Pätzolds Definition der Journalistik ist ebenfalls eher programmatisch als anwendungsbezogen, wohingegen Quandts Frage nach dem Ende des Journalismus weniger als theoretische Herausforderung oder Weiterentwicklung denn als spezielles Problemfeld (des Online-Journalismus) anzusehen ist.

Die Einleitungen der Hauptkapitel durch Löffelholz und Quandt sind für eine Schnellorientierung hilfreich, aber fast immer zu brav formuliert, als ob sie die folgenden Artikel jeweils rechtfertigen müssten. Dabei nimmt der Herausgeber schon mutig Stellung in seinem hervorragenden einleitenden Aufsatz. Auch in dieser Doppelrolle zeigt sich der Kompromisscharakter des Buches in Konzeption (Handbuch *und* Diskurs) und Komposition (Grundlagenbeiträge *und* anwendungsbezogene Artikel), der nicht immer gelingt; dafür ist die Qualität der Beiträge zu unterschiedlich.

Ein richtiger Diskurs findet nicht statt; zwar sind viele AutorInnen sehr meinungsfreudig und regen damit möglicherweise einen Diskurs an, aber die Auseinandersetzung ist nicht wechselseitig oder mehrzügig und in der Regel noch nicht einmal die eigene Position abwägend, also auch innerhalb der Artikel nicht diskursiv angelegt. Ebenso sind die vielen handbuchtypischen Querverweise nicht immer hilfreich und notwendig, sondern scheinen vielfach automatisch erstellt worden zu sein und oft beliebig. Dennoch ist das Buch wichtig, um die Theorieidebatte auf hohem Niveau zu institutionalisieren. Und dazu ist das Buch bestens geeignet.

Armin Scholl

Erika Fischer-Lichte / Isabel Pflug (Hrsg.)
Inszenierung von Authentizität
 Tübingen: Francke, 2000. – 366 S.
 ISBN 3-7720-2941-8

Der vorliegende Sammelband präsentiert Forschungsergebnisse aus unterschiedlichen Teil-

projekten des seit 1996 bestehenden DFG-Schwerpunktprogramms „Theatralität. Theater als kulturelles Modell in den Kulturwissenschaften“, das sich mit der zunehmenden Bedeutung theateraler Prozesse für die europäische Kultur auseinandersetzt. Vier Schwerpunkte strukturieren die Präsentation der Forschungsergebnisse in dem Buch: Begriffsgeschichte von Authentizität, Inszenierung von Authentizität in den Künsten, Inszenierung von Authentizität in den Medien und Inszenierung von Authentizität in fremden und vergangenen Kulturen.

Ausgangspunkt der Projektarbeiten des DFG-Schwerpunktprogramms bildete die mittlerweile etablierte Überzeugung, „dass sich das Selbstverständnis einer Kultur außerhalb Europas/Nordamerikas nicht nur in Texten und Monumenten formuliert, sondern auch (...) in theatralen Prozessen.“ (11) Gleichzeitig stellen neuere Entwicklungen, so die Herausgeberin Erika Fischer-Lichte, die Überzeugung vom besonderen Charakter der europäischen Kultur in Frage. „Unsere Gegenwartskultur konstituiert und formuliert sich zunehmend nicht mehr in Werken, sondern in theatralen Prozessen,“ (11) was wiederum die Überzeugung von der Unterscheidbarkeit der europäischen Kultur brüchig werden lässt. Dieses Problem der Unterscheidbarkeit bildet neben der „Debatte um Status und Begriff von Wirklichkeit“ (23) einen thematischen Schwerpunkt der laufenden Forschungsarbeiten.

Erika Fischer-Lichte arbeitet in ihrer den vorliegenden Sammelband einleitenden begriffshistorischen Übersicht grundlegende Aspekte des Inszenierungs- und Theatralitätsbegriffs heraus. Aus ihrer Sicht wird eine Verlagerung der Anwendungsbezüge im Verlauf der historischen Entwicklung erkennbar: „Was im 17. Jahrhundert der Theaterbegriff bewerkstelligen sollte, scheint heute der Begriff der Inszenierung leisten zu sollen.“ (13) Grundlegende Aspekte der aktuellen Untersuchungen zur Theatralität seien: 1. Performance, 2. Inszenierung, 3. Korporalität und 4. Wahrnehmung.

Die Attraktion des Inszenierungsbegriffs liegt in seiner vielschichtigen Anwendbarkeit. Mit dem Inszenierungsbegriff lassen sich Phänomene aus ganz unterschiedlichen Bereichen der Gesellschaft und Kultur beschreiben. Formen der Performancekunst (Bormann, Brandstetter, Malkiewicz, Reher) lassen sich ebenso analysieren wie filmische (Meyer), musikalische

sche (Zenck) oder literarische (Neumann) Inszenierungen von Authentizität.

Die Inszenierungen von Authentizität stehen im Zentrum der Untersuchungen. Sie zeigen, wie sich etwa durch den Einfluss der Medienvermittlung das Erscheinungsbild der Politik gewandelt hat: „Politik wird nur noch als symbolische Inszenierung in den Medien erfahrbar: Kohl und Mitterand Hand in Hand auf den Schlachtfeldern des ersten Weltkrieges von Verdun oder ein britischer Gesundheitsminister, der auf dem Höhepunkt der BSE-Krise Rindfleisch verzehrt.“ (22) Inszenierungen ersetzen die Argumentationsführung verbaler Diskurse.

Eine Mischung aus ethnologischen und kulturhistorischen Analysen kennzeichnet die Beiträge, die sich mit der Inszenierung von Authentizität in vergangenen und fremden Kulturen befassen. Hier hätte statt der isolierten Untersuchungen die Fragestellung nach den Besonderheiten der europäischen Kultur stärker herausgearbeitet werden können. In den unterschiedlichen Schwerpunkten des Sammelbandes treten Bruchstellen zwischen den Disziplinen in Erscheinung, die jedoch wieder als Ausgangspunkt für neue Forschungsarbeiten dienen können. Die sich ständig aktualisierenden vielfältigen Inszenierungsformen in Politik, Kultur, aber auch in der Wirtschaft, bieten sicherlich eine Vielzahl von Forschungsgebieten für die unterschiedlichen Disziplinen des Schwerpunktprogramms.

Joan Kristin Bleicher

Michael Bodin

Ausgebrannt ... über den „Burnout“ im Journalismus

Ursachen und Auswege

Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2000. – 142 S.

ISBN 3-531-13448-5

Sind JournalistInnen gestresster und früher „ausgebrannt“ als VertreterInnen anderer Berufsgruppen? Einige Fakten und Fiktionen, die Michael Bodin in seinem Buch zitiert, legen eine Bejahung dieser Frage nahe. Zum Beispiel beträgt einer Studie von 1983 zufolge die gemittelte Lebenserwartung von deutschen JournalistInnen lediglich 61 Jahre, immerhin drei Jahre mehr als die der Gastwirte. In Schweden

hingegen unterscheidet sich die Mortalitätsrate der schreibenden Zunft nicht vom Bevölkerungsdurchschnitt. Die nachweisbar umfangreichen und unregelmäßigen Arbeitszeiten, Zeitdruck, Wissensdefizite und verschiedene soziale Stressoren (Stichwort „Redaktionsklima“) können zum Gefühl von Überforderung beitragen. Empirisch lediglich schwach belegt ist der Roman- und Film-Mythos des unablässigen rauchenden und Whisky oder andere Rauschmittel konsumierenden Reporters. Stress als komplexe, dynamische und unangenehm erlebte Interaktion zwischen Individuum und Umwelt ist eine zentrale, aber nicht die einzige Komponente im Burnout-Prozess.

Arbeitszufriedenheit und Burnout hängen zusammen, obwohl beide Phänomene nicht gleichzusetzen sind. Die in etlichen Studien gefundene hohe Arbeitszufriedenheit von JournalistInnen scheint gegen ihren vermehrten Burnout zu sprechen. Doch solche Befunde sind nur wenig aussagekräftig, denn eine hohe Arbeitszufriedenheit kann in sehr vielen, wenn nicht gar in den meisten Berufen beobachtet werden, selbst in denen, die eine überproportionale Frequenz an Ausgebrannten aufweisen (z. B. in der Medizin). Möglich ist auch, dass der Stress größer und der Burnout im Journalismus deshalb häufiger sind, weil JournalistInnen zum einen psychische Abwehrmechanismen gegenüber größeren und kleineren Katastrophen entwickeln müssen und zum anderen bei ihnen durch die ständige Aktualisierung und Addition von Informationen eine kontextlose Sinnleere entstehen könnte. Beide Ursachefaktoren bedingen möglicherweise Zynismus und Unempfindlichkeit.

Michael Bodins eigene Untersuchung wurde durch drei Forschungsfragen (Ausmaß des Burnouts im Journalismus, dessen Ursachenkomplexe und mögliche Gegenstrategien) sowie neun, willkürlich zusammengewürfelte Hypothesen geleitet. Den Fragebogen mit fünf- und siebenstufigen Rating-Skalen beantworteten 66 von 213 angeschriebenen Zeitungs-, Agentur- und HörfunkjournalistInnen, wobei nicht thematisiert wird, wie das Sample zustande kam und ob die Nicht-BeantworterInnen vielleicht deshalb nicht geantwortet haben, weil sie zu gestresst waren. Unklar ist auch, weshalb TV-JournalistInnen nicht einzogen wurden, ob die HörfunkjournalistInnen für öffentlich-rechtliche Sender oder private Anbieter arbeiteten, und wann die Untersu-